

Oral History in der Fremde

Überlegungen zu Verständnisproblemen in sprach- und kulturübergreifenden Erinnerungsprojekten am Beispiel von Interviews in Russland

Elke Scherstjanoi

Es ist ein gutes Zeichen für Oral History, dass sie immer häufiger auch als internationales Forschungsarrangement praktiziert wird. Interviewgestützte Erinnerungsprojekte werden zunehmend so ausgerichtet, dass nationalgeschichtliche Forschungsfragen überschritten und Parallelen in verschiedenen Regionen der Welt ins Blickfeld genommen werden. Derartige Projekte stellen den Historiker mit seinem Interviewvorhaben in der Regel in einen ihm fremden Kulturkreis. Er bereist ein fremdes Land bzw. findet in seinem einen weitgehend unbekanntem, nicht „erlebten“, kulturell „nicht eigenen“ Raum, der ihm lebende Zeugen liefert. Damit ist nicht unbedingt der Forschungsgegenstand sprach- und kulturübergreifend angelegt, wohl aber die Interviewsituation, das „Setting“. Dieser einfache Fall stellt für die nicht-nationalen Historiographen – von Deutschland aus gesehen etwa die der Osteuropa-, Skandinavien-, Amerika-, Afrika- oder Asienwissenschaften – den Normalfall eines befragungsorientierten Geschichtsprojektes dar: Der Forscher erfragt Lebensgeschichte und geschichtliche Bezüge zur Gegenwart in einem fremden Kulturraum, dessen Sprache nicht seine Muttersprache ist. Neben dieser einfachsten aller denkbaren bi- oder multilingualen Konstellationen für eine Befragung sind kompliziertere vorstellbar, etwa dass mehrere Interviews zum gleichen Thema in je verschiedenen Sprachen mit vergleichbaren Probanden durchgeführt werden oder dass mit einem Zeitzeugen mehrsprachig gearbeitet wird.

Ein Glücksfall ist dabei der Interviewer, der in der Kultur des Interviewten ebenfalls beheimatet ist, der sogenannte „Muttersprachler“ oder der zweisprachig Aufgewachsene. Seine „Fremdheit“ ist oft nur eine partielle und unterscheidet sich von der üblichen Fremdheit des Forschers gegenüber einem beliebigen Untersuchungsgegenstand, einem in gewissem Sinne immer fremden Individuum, meist nur graduell. Vermutlich wird die interkulturelle Durchmischung in Europa bald für zunehmend mehr mehrsprachige Interviewer sorgen. Zunächst aber ziehen wir deutsch sprechenden Historiker in die meisten Weltregionen als Fremde, bestenfalls als Gäste. Gerade das macht ja auch einen gewissen Reiz der Erkundung aus.

War und ist es in befragungstechnischer Hinsicht und bei der Auswertung des Materials bekanntlich die qualitative Sozialforschung, die den Historiker handwerklich rüstete, so ist es in sprachlich-kultureller Hinsicht heute eher der anspruchsvolle Kulturjournalismus, der zentrale Probleme einer Kommunikation mit der fremden Kultur vorführt. Auch für den osteuropäischen Fokus, um den es im folgenden am Beispiel von Interviews in Russland konkret gehen soll, lässt sich aus Reportagen der Bild-

und Tonmedien eine Menge lernen. Ein Beispiel für Sprach- und Verständnisprobleme, mit denen es auch der Zeithistoriker zu tun hat, sei hier angeführt.

Die deutsche Korrespondentin Gabriele Krone-Schmalz, eine studierte Osteuropawissenschaftlerin, Politikwissenschaftlerin und Slawistin, die 1977 eine medien- und diskursgeschichtliche Dissertation im Fach Philosophie verteidigte, wurde durch ihre Fernsehberichte aus der Sowjetunion bekannt. Am Ende der 1970er Jahre war sie für vier Jahre ins ARD-Studio nach Moskau gegangen. Sie bietet uns ein anschauliches Beispiel dafür, wie – bei aller Offenheit und Fairness gegenüber einer fremden Kultur – in Interviews bedenkliche Irritationen entstehen können.

Ihre erste große Reportage widmete Krone-Schmalz den Frauen in der Sowjetunion.¹ Die respektablen Recherchen erbrachten sehenswerte Ergebnisse und erfüllten zweifellos eine wichtige bildungspolitische Funktion in der Bundesrepublik. Sie zeigen aber auch, welche Missverständnisse in Begegnungen selbst scheinbar so naher Welten angelegt sind. So konfrontierte Krone-Schmalz ihre Heldinnen häufig mit der Frage nach der „*doppelten Belastung*“ als Frau (gemeint ist: in Beruf und Familie) – eine zweifellos aus der eigenen Kultur und der eigenen Identifikation erwachsene Vorstellung der Westeuropäerin, die schließlich noch zum Bild von der „*Dreifachbelastung*“ gesteigert wurde, als zum Pensum der sowjetischen Frau die sogenannte „gesellschaftliche Tätigkeit“ hinzukam. Die Journalistin stieß mit ihrer Frage wiederholt auf Unverständnis, denn die Frauen errieten nicht sogleich, worauf sie hinaus wollte. Nach den Ursachen des Unverständnisses zu fragen war wiederum nicht das Anliegen der Reportagen. Gabriele Krone-Schmalz erkannte zwar: „Mit meiner Erziehung und meinen westeuropäischen Vorstellungen bin ich hier wohl völlig auf dem falschen Dampfer“ (Schmalz 1992, 25), doch den eigenen Maßstab aufzugeben verlangt eben, einen anderen zu kennen. Erstaunt stellte die Reporterin immer wieder fest, dass das *Fremde*, Unbegreifliche, „nicht aufgesetzt ist“ (Schmalz 1992, 52), nicht Masche oder Maske für den Besucher, sondern authentischer Bestandteil individuellen Selbstverständnisses.

Sozialforschung kann es bei solcher Beobachtung aber nicht belassen, sondern fragt nach Ursachen und Determinanten sozialer und kultureller Entwicklung, der Historiker speziell fragt nach tieferen Wurzeln in die Vergangenheit. Dabei kann die Absicht, fremde soziale und kulturelle Phänomene zu ergründen, durchaus von starker ethischer Distanz zu ihnen begleitet sein, was für den eigenen Kulturkreis nicht minder gilt. Ungeachtet dessen bleibt es jedoch in jedem Fall wichtig, sich dem Gegenstand angemessen und kundig zu nähern. Das setzt bei Fragen an fremde Gesellschaften eine besondere Sensibilität voraus. Für den Historiker im doppelten Sinne: besondere Sensibilität für das Gegenwärtige und für das Gewesene.

Anderen in die Werkstatt geschaut

In wissenschaftlichen Interview-Projekten der Osteuropageschichte ist dies als methodisches Problem noch kaum thematisiert worden.

Als einer der ersten bediente sich der Berliner Kulturwissenschaftler Meinhard Stark für seine Studie zu „Frauen im Gulag“ (Stark 1993) sehr überzeugend der Oral History. Seine Analyse beruhte auf vielen Aussagen von Zeitzeuginnen und hatte sie

¹ Nachzulesen sind die Umstände und Ergebnisse ihrer Reportage in: Krone-Schmalz 1990. Im folgenden wird aus der 8. Auflage von 1992 zitiert.

zugleich zum Gegenstand. Unter den Interviews waren vermutlich auch solche, die Stark in russischer Sprache selbst führte. Das erläuterte er leider nicht. Stark unterschied auch nicht zwischen deutschsprachigen und anderssprachigen Begegnungen, genauso wenig wie er die mündlichen von den schriftlichen Selbstzeugnissen abhob. Zumindest ging er auf Kommunikationsprobleme nicht ein.

Anke Stephan, die 2004 in Basel mit einer Dissertation zum Selbstverständnis weiblicher Emanzipation im Moskauer Dissidentenmilieu der sechziger und siebziger Jahre hervortrat,² führte 15 Interviews, vier davon wurden handprotokolliert. Außerdem nutzte sie fremde Interviews, die in Archive Eingang gefunden hatten. Sie hatte – anders als Stark – sogar beabsichtigt, auch einen methodischen Beitrag zu den Selbstzeugnissen als Quelle zu leisten. (Stephan 2004, 20) Über Oral-History-Interviews als historische Quelle äußerte sie sich auch im Internet.³ Doch in ihren Ausführungen über moderne Biographik, Gedächtnis, Erzählstrukturen, Selbstpräsentation und Deutungsmuster, über „Traditionen des Zeugnisablegens“ und „Entwurf des eigenen Ich“, über Weiblichkeitsdiskurse und ähnliche Codes der heutigen kulturgeschichtlichen Hermeneutik erfährt man wenig über die besondere Konstellation: deutschsprachige Interviewerin befragt russischsprachige Zeitzeugin. Aufmerksam beobachtete Anke Stephan die mediengeprägten Verhaltensweisen einiger Zeitzeugen. Zu der einen oder anderen Zeitzeugin sei während der Arbeit ein freundschaftliches Verhältnis entstanden. Doch für Sprachbarrieren fand sich nur wenig Platz in den methodischen Überlegungen der Wissenschaftlerin. So waren, wie sie feststellte, Begriffe „unterschiedlich konnotiert“; „bisweilen gab es Übersetzungsschwierigkeiten“ (Stephan 2004, 59), und „so manches Übersetzungsrätsel“ (Stephan 2004, Vorwort) löste sie mit Hilfe russischsprachiger Kollegen. Welcher Art waren wohl diese Rätsel, was war wie anders konnotiert?

Vergleichsweise wenig Bedeutung räumte Julia Obertreis ihren 19 Interviews ein. Sie untersuchte „Wohnen in Leningrad“ und seine politischen und kulturellen Kontexte. (Obertreis 2004) Die Zeitzeugen vermittelten ihr Einblicke in häusliche Alltagszusammenhänge. Doch in diesem Fall war die Forschung tatsächlich nicht vorrangig auf Erlebnisse und Erfahrungen ausgerichtet, die Zeitzeugenaussagen dienten mehr dem Abgleich mit anderen Befunden, der Konkretisierung konventionell erschlossener Daten. Ähnlich verfuhr auch Carola Tischler in ihrer Arbeit zur Geschichte der deutschen Emigration in die Sowjetunion. (Tischler 1996)

An Obertreis' Darstellung fällt gleichwohl die breite Verwendung von russischen Bezeichnungen und Wendungen auf, die sie als dokumentierte Begriffe ins Lateinische transkribierte. Sowohl in den Dokumentenzitaten als auch bei ihren eigenen Beschreibungen sicherte sich die Autorin damit gegen Missverständnisse ab und erlaubt dem Leser eigene Sinnerkundung – ein faires und kommunikationsfreundliches Verfahren. Offensichtlich hatte sie in Interviews selbst aber keine sprachlichen Hürden zu überwinden.

Eine von Dietmar Neutatz, Julia Obertreis und Anke Stephan in Freiburg organisierte Konferenz vereinte im November 2005 Kulturanthropologen, Ethnologen, So-

2 Die Dissertation trug den Titel: „Stalins rebellische Töchter: Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen der 60er bis 80er Jahre“, das Buch erschien unter dem Titel „Von der Küche auf den Roten Platz. Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen“.

3 Anke Stephan, *Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quelle*, <http://www.vifaost.de/texte-materialien/digitale-reihen/handbuch/>

ziologen und Historiker unter der Überschrift „Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften“. ⁴ Auch hier ging es mehr um „typisch sozialistische Erzählmuster“, „Identitätskonstruktionen in gelenkter Öffentlichkeit“ und „Verdrängungsmechanismen“ als um die handwerklichen Voraussetzungen, um solche Dinge in einer fremdsprachigen Begegnung zu erkennen. Das „Setting“ der Interviews kam nur im Hinblick auf geschlechtsspezifische Kommunikation ins kritische Licht, nicht aber im Hinblick auf bi-oder multilinguale Verständigung. Lediglich ein Extremfall, ein Interviewprojekt im asiatisch-muslimischen Milieu, bot Anlass, die kulturellen Implikationen einer Interviewsituation kurz anzusprechen.

So bleibt – ungeachtet fleißiger und sensibler Einzelleistungen – also festzustellen, dass sich die Osteuropaexperten der Sprach- und Kulturbarrieren in der Fremde, die im Interview selbst sowie bei seiner wissenschaftlichen Auswertung durch den kulturell anders verwurzelten Zeithistoriker unausbleiblich sind, kaum bewusst annehmen. Und das ist schon erstaunlich: Eine so stark und so traditionell interdisziplinär ausgerichtete Forschung wie die Osteuropäische Geschichte und Ethnologie, ein Wissenschaftszweig, der sich über starke kulturwissenschaftliche Anleihen sehr früh schon der „linguistischen“ und der „literarischen Wende“ gegenüber aufgeschlossen hat, eine Forschung, die obendrein zur Ausbildung üppiger zeithistorischer Theorien neigt und die in letzter Zeit viele Projekte gerade den Eigenarten von Identitätsstiftung im kommunistisch regierten Osten gewidmet hat, eine solche Forschung hat bislang keine eigene, oder sagen wir: fremdsprachenspezifische Oral-History-Kritik versucht.

Dass unter deutschen Osteuropawissenschaftlern kaum Zweifel an der eigenen Sprachmächtigkeit im fremden Untersuchungsraum bestehen, scheint wiederum so spezifisch nicht, wenn man sich das Selbstbewusstsein in der jungen Kulturwissenschaft und Biographik überhaupt vor Augen führt. Auch bei der muttersprachlichen Interpretation werden heute hermeneutische Grenzen kaum zugestanden, es sei denn Erkenntnisgrenzen im allgemein philosophischen Sinne.

Verstehen wollen oder nicht

Geringschätzung der reinen Sprachbarriere stellt allerdings ein vergleichsweise kleines Übel dar, das sich in der Regel, wie so vieles in der Oral-History-Praxis, im Laufe der Zeit von selbst erledigt. Häufig genug vor die eigene Unbedarftheit gestellt, wird der fremdsprachige Frager von Interview zu Interview vorsichtiger, sensibler und offener. Kein Gras scheint dagegen gegen ignoranten Verhalten gewachsen, das auf relativ festen Präpositionierungen fußt. Es bestehen in den Augen des betreffenden Forschers meist auch keine Verständnisprobleme, sondern es geht um die Auslegung eines vermeintlich richtig verstandenen Sachverhaltes, den man kritisch interpretieren könne und müsse. Auf Sprachprobleme im engeren Sinne ist derlei in der Tat selten zurückzuführen.

Sabine R. Arnold legte 1996 in Bielefeld eine Dissertation vor, die 1998 in Bochum als Buch erschien: „Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat“. Die Untersuchung geht sowohl den Inhalten

⁴ Siehe Tagungsbericht Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften. 03.11.2005-05.11.2005, Buchenbach bei Freiburg i.Br.. In: H-Soz-u-Kult, 03.01.2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=985>.

und Ausprägungen von Heldenbildern und Kultischem nach als auch Problemen der Erinnerung unter sowjetischen und postsowjetischen Bedingungen.

Arnold unternahm den ehrgeizigen Versuch, neben Maurice Halbwachs' Begriffe vom *kollektiven* und *individuellen Gedächtnis*, Jan Assmanns Unterscheidung zwischen *kommunikativem* und *kulturellem Gedächtnis*, sowie Aleida Assmanns Unterscheidung zwischen *bewohntem* und *unbewohntem Gedächtnis* nun speziell für die totalitäre Gesellschaft ein *okkupiertes Gedächtnis* nachzuweisen. Sie wollte also nicht nur die durch den sowjetischen Staat und seine Ideologie verursachten Deformationen, Verkürzungen und mythologischen Erweiterungen im kollektiven und individuellen Gedächtnis zeigen. Sie meinte auch, im Ergebnis der Deformationen wäre nun eben dieses „okkupierte Gedächtnis“ entstanden, das „alle Mitglieder der Gesellschaft betrifft“. Diesem „gezielt undifferenzierten“, selektiven, monumentalen Gedächtnis mit verpflichtenden Normen für die Gegenwart, das mit den „offiziellen Inszenierungen des staatlichen Gedenkens ausgestattet“ war, habe kein anderes Gedächtnis, auch kein anderes individuelles, zur Seite oder entgegengestanden, so allumfassend okkupierend war es gewesen. Genau dies sei eben Kennzeichen von Erinnerung im Totalitarismus. – Im weiteren verstieg sich Arnold dann zu der These, die sowjetische Nachkriegsgesellschaft hätte in Bezug auf die Geschehnisse während des Großen Vaterländischen Krieges die „Unfähigkeit zu trauern“ offenbart.⁵

Zu Begrifflichkeit und Hypothese will ich an dieser Stelle lediglich anmerken, dass sie mich nicht überzeugten. Hier soll es indes um Arnolds Praxis der Interviewgestaltung und -auswertung gehen, so wie sie in ihrem Buch sichtbar wird. Grundlage ihrer Wertung waren 16 lebensgeschichtliche, mehrstündige Interviews mit Stalingradkämpfern beiderlei Geschlechts sowie 10 Interviews mit jüngeren Menschen. Die Interviews fanden 1991/92 in der zusammenbrechenden Sowjetunion statt.

Über die Interviewführung erfahren wir wenig. Allem Anschein nach nahm Arnold aber wahr, dass sie als Deutsche eine besondere Herausforderung für ihre Gesprächspartner darstellte. Ihre einleitende Bemerkung, genau diese Konstellation hätte „vertraute Anknüpfungspunkte für ein Gespräch“ geboten, wirft allerdings Fragen auf. In Andeutungen verharrend, schreibt sie, es sei bei den Gesprächspartnern zu „Verunsicherungen über meine quer zu den Erzählstrukturen liegenden Fragen“ gekommen. (Arnold 1998, 27) Wir erfahren aber weder etwas über besagte Erzählstrukturen noch über die Fragen der Wissenschaftlerin. Dagegen war ihr die Bemerkung wichtig, ihr „Mecki-Haarschnitt“ und sonstiges ungewöhnliches Äußeres, das für Frauen in Russland damals angeblich „undenkbar“ war, sei „so exotisch [gewesen], dass ich meine Gesprächspartner aus ihren alten Erzählstrukturen heraus locken konnte“. (Arnold 1998, 27) Wie gesagt, es sind wenige Hinweise auf die Gesprächssituationen, doch was zu erfahren ist, deutet auf einen kaum noch jugendlich naiv zu nennenden Dünkel hin. Der Rest erschließt sich dem Leser über die Kommentare zu einzelnen Interviewausschnitten.

Arnold zitiert da beispielsweise einen vormaligen Politoffizier, der im Zivilberuf (davor oder danach ist unklar) Journalist war.

Ja, ich war Politoffizier. Ich lief wie ein Weberschiffchen die ganze Zeit zwischen den Divisionen hin und her. Fernmeldeverbindung, eine Funkstation,

5 Sabine Arnold, Vortrag im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst, Juni 2001.

Hilfskräfte standen mir zur Verfügung. Denn ich gab ja jeden Tag Berichte an die Politische Hauptverwaltung der Front und an das Sovinformbüro, an Ščerbakov. Alles, was heute in Stalingrad passierte, diktierte ich am Abend schon auf BD oder ST, solche Apparate hatten wir. Auf dem, der frei war, arbeitete ich. Du schreibst, und es wird telegraphisch übertragen. [... Auslassung bei Arnold] Das war eine verrückte Arbeit. [... Auslassung bei Arnold] Von morgens bis abends. Ausruhen durfte man nicht. (Arnold 1998, 63)

Arnold zufolge sieht man an diesem Beispiel:

Herr P. empfand sich als ein wichtiges funktionales Werkzeug, das beim ‚Weben‘ des Sozialismus seinen Anteil hatte. [...] Auch 50 Jahre nach dem Krieg schöpfte er Selbstwertgefühl aus dem Bewusstsein der Machtteilhabe, die er um den Preis der Entindividualisierung erwarb. (Arnold 1998, 63)

Ein zweiter Interviewpartner, auch Politkommissar, wird als Bestätigung dafür herangezogen, dass P. kein Ausnahmefall war. Ein Zitat aus dem Interview:

Ich war in der Zeit ein Kettenglied zwischen dem Offizierskorps und den Kompanien. Das erste Glied einer Kette, wenn man so sagen will. Die ganze Last, wie soll ich sagen, Verluste, Unglück, verstehst Du, musste ich auf meine Schultern nehmen. (Arnold 1998, 63)

Dies seien, so Arnold, „zwei Fälle von Selbstmystifikation, in denen sich die Kollektivität des sozialistischen Mythenschaffens spiegelt.“ – Nur nebenbei: Mythenschaffen ist überall kollektiv.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist, dass sich Arnold zufolge das Mythenschaffen in der vorgeführten stereotypen Sprache ausdrückte. Die Wissenschaftlerin schreibt: „Die Propaganda stempelte sich offenbar in den Wortschatz derer ein, die sich der Avantgarde zugehörig fühlten und ihrer Tätigkeit Bedeutung zusprechen durften.“ (Arnold 1998, 64)

Bei allem Respekt vor anderen Interpretationen, aber einen stereotypen, gar propagandistischen Wortschatz entdeckte ich in diesen Zitaten nicht. Hier ist Gesprochenes im direkten Wortsinn vielleicht noch erfasst, in der sozialen und historischen Dimension aber fehlinterpretiert. Wenn nichts Überzeugenderes zur Verfügung stand für die gebotene Schlussfolgerung, dann ist diese Schlussfolgerung tendenziös und denunziatorisch.

Die im Jahr 2006 von Andrea Gotzes herausgegebene und mit einer erinnerungsgeschichtlichen Einleitung von Bernd Bonwetsch versehene Sammlung von Interviewausschnitten wirkt da anders. (Gotzes 2006) Hier ging es nicht um konkrete individuelle Erfahrungsverarbeitung, bewertet nach wissenschaftlichen Standards, sondern schlicht darum, einem großen Leserkreis einige ergreifende Schicksale aus der Zeit der deutschen Eroberung und Besatzung 1941 bis 1944 unkommentiert vorzustellen. Die Auszüge aus 20 Interviews mit weißrussischen Zeitzeugen sind nicht bewertet, sie sprechen als aktuelle Erinnerungsleistungen jedoch für sich. Derlei zu edieren ist legitim. Zurückhaltung in der Interpretation scheint angebracht, wo angesichts millionenfacher unbekannter Schicksale Wertungen noch verfrüht sind.

Dabei hat Andrea Gotzes sehr wohl bedacht und einleitend auch erwähnt, dass die konkrete Erinnerungssituation, wenn Opfer deutscher Besetzung einer Deutschen ihre Leidensgeschichten erzählen, zweifellos eine ganz besondere ist. Leider enthält ihr Buch auch keine noch so knappe Beschreibung der Zeitzeugengruppe, der Auswahlverfahren und der Interviewführung. Das hätte als Minimum geleistet werden können.

Dialogische Quellenproduktion

Methodische Überlegungen zu Verständnisproblemen im bi-lingualen Interview können heute noch nicht sehr weit reichen, zu wenig sind die Erfahrungen bislang von den aktiven Interviewern reflektiert worden. Wie es scheint, müssen solche Überlegungen ihren Ausgang ganz allgemein im Verständnis für Oral History als Methode und Forschungsfeld nehmen, insbesondere im Verständnis für den eigenartigen Primärzweck, unter Beteiligung des Forschers selbst Quellen entstehen zu lassen.

Oral History findet zunehmend Anerkennung als Mittel zur Rekonstruktion von konventionell kaum belegbaren Lebenswelten. Sie schafft Quellen, die – wie andere Quellen auch – Zwecken dienen und unter konkreten Umständen entstehen und somit kritikwürdig sind. Oral History hat sich im Laufe langjähriger Forschungspraxis von einer „anfänglichen konzeptionellen Kurzsichtigkeit“ (Jureit 1998, 21) befreit und einen komplexen Zugang zur zeitgeschichtlichen Interviewinterpretation, will sagen: zu einer fundierten Quellenkritik gefunden. Doch neben zahlreichen soziopsychologischen Betrachtungen zum Gedächtnis schlechthin und zu interviewgeformter Erinnerung als „narrativer Sinnproduktion“, die die Oral-History-Praxis der letzten Jahre begleitet, fällt auf: Die meisten Forscher gehen auf Erzähl- und Erinnerungsstrukturen ein, ohne dem Spezifikum Oral History als Dialog wirklich gerecht zu werden. Gefragt wird vor allem: Wie wird erinnert, und welcher individueller und gemeinschaftlicher Erfahrungsschatz liegt der konkreten individuellen Erinnerung zugrunde? Weniger häufig bzw. fast nie reflektiert der Interviewer dagegen seine eigene Rolle: Warum erzählt der Zeitzeuge ausgerechnet *mir* nun *diese* Geschichte?

Man weiß, dass in jedem Zeitzeugengespräch Geschlechts- und Generationszugehörigkeit, soziale und Bildungsparameter, politische Einstellungen und andere Identitäten von Belang sind. Den Gesprächsteilnehmern erschließen sich diese Identitäten des Gegenüber zumindest andeutungsweise über Signale, wenn ihre Kenntnisnahme nicht gar breiter gewollt und Teil des Gesprächsarrangements selbst ist. Mit der Arbeit in interkulturellen Interviewsettings bekommen diese Gesprächskonstellationen aber ein größeres, vielleicht sehr entscheidendes Gewicht.

Wir gehen mittlerweile alle davon aus, dass das individuelle Gedächtnis des Einzelnen als Rückgriff auf einen zuvor gebildeten und fortwährend angereicherten und veränderten Sinngebungs- und Erfahrungshaushalt funktioniert. Es ist allgemein akzeptiert, dass man sich Gedächtnis nicht als eine vom Zeitzeugen an einem festen Platz im Hirn abgelegte einmalige Erfahrung vorstellen darf, sondern als Erfahrung, die im fortwährenden „Heranholen“ permanent geformt wird, wobei nicht nur die jeweils aktuell-gemeinschaftlichen Deutungsmuster eine Rolle spielen, sondern auch die Anlässe und Umstände der Reaktivierung des Gedächtnisses. Individuelle Erinnerung wandelt sich also, indem sie im Verlauf der Zeit mehr oder minder starke Bezüge zu kollektiv abgeklärten Sinngebungen herstellt. Das individuelle Gedächtnis hält sich, sinnbildlich gesprochen, wiederholt auf verschiedenen kommunikativen Ebene auf,

wo die Vertreter der Erinnerungsgemeinschaft diverse Standorte einnehmen, kommunikative Untergruppen bilden, andere Zeitgenossen integrieren, kulturelle und politische Identifikation vornehmen. Lutz Niethammer spricht von „individueller Erfahrungsaufschichtung“. (Niethammer 1990, 91) Diesen Wandel der individuellen Erinnerung nachzuvollziehen ist verständlicherweise sehr schwierig und stößt an Grenzen, wo Zeugnisse des Erinnerns von ein und derselben Person für verschiedene Zeiten nicht vorliegen. Sehr viel besser ist daher *öffentliches* Erinnern im Wandel der Zeit zu beobachten.

Letzten Endes ist auch das Zeitzeugeninterview eine (halb-)öffentliche Verständigungsform, in der sich das individuelle Gedächtnis *beim Präsentieren formt*. Es formt sich im doppelten Sinne:

(1) Es nimmt eine sprachliche Form an und ist dabei auf den Zweck und die konkreten Kommunikationsbedingungen ausgerichtet; und es greift (2) neue Erfahrung und neues Wissen auf: neue Fakten, Kontexte und Bewertungsmaßstäbe für das Erlebte wie auch neue Diskurserfahrung, d.h. Erfahrung damit, ob und wie die individuelle Sinnggebung momentan von der Gemeinschaft akzeptiert ist.

Dies gilt es in allen Interviewprojekten zu bedenken. In Zeitzeugengesprächen über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg sollte sich das aber als Problem in den Konzeptionen deutlicher niederschlagen, als es heute geschieht. Die weit verbreitete Unterschätzung der „Sprache im Interview“ resultiert womöglich aus der Einsicht, dass das Erkenntnisinteresse des Historikers „nicht auf die Sinnvermittlung, sondern auf die Ermittlung von *Vorprägungen* [...] gerichtet“ sein muss, wie es Lutz Niethammer formulierte. Zugleich unterstrich Niethammer, dass das zeitgeschichtlich angelegte Interview eigentlich kein narratives Interview im sozialwissenschaftlichen Sinne ist, sondern ein „Kompositum von Stimulierungen unterschiedlicher Gedächtnisleistungen“. (Niethammer 2007, 64) Und Sprache ist unbestritten eines der wichtigsten Mittel der Stimulierung.

Gehen wir auf einige Probleme des fremdsprachigen Interviews näher ein.

Dolmetscher ja oder nein?

Während sich für einige Interviewexperten der Dolmetschereinsatz als ein relativ einfaches Kommunikationsproblem darstellt, das im Vergleich zu anderen Beeinträchtigungen (etwa einer großen Differenz der Gesprächsteilnehmer in politischen und moralischen Auffassungen) eher eine untergeordnete Rolle spielt, weiß ich mich mit einigen Kollegen durchaus einer Meinung darin, dass nur die unverfremdete Verständigung in der Sprache des Zeitzeugen jene Vertrautheit und Gewissheit schafft, die eine produktive Interviewsituation kennzeichnet. Dabei spielt es im narrativen Interview selbst eine geringe Rolle, ob der Interviewer die Sprache seines Gegenüber als Muttersprache beherrscht oder ob er sie als eine Fremdsprache erlernt hat. Je nach Themenfeld ist eine mehr oder minder gute Kenntnis der Umgangssprache natürlich von Nutzen. Was aber tun, wenn die direkte Kommunikation nicht möglich ist?

Ein streckenweise mit Dolmetscherhilfe durchgeführtes Interviewprojekt war beispielsweise die Portraitsammlung der Filmemacherin Loretta Walz, die überlebende Frauen des KZ Ravensbrück zu Wort kommen ließ. Walz reflektierte in ihrem Buch (Walz 2005) einleitend die Besonderheiten einer von der Kamera eingefangenen Gesprächsrunde. Sie ging auf vertrauensbildende Prozesse ein, die mehreren Interviews

eine eigene Note gaben, und sprach von ihrer eigenen Rolle im Interview, wobei sie unter anderem die interessante Beobachtung weitergab, dass ihre traumatisierten Zeitzeuginnen besondere Rücksicht nahmen, wenn sie meinten, die Interviewerin im Gespräch verletzen oder verunsichern zu können: Sie machten ihre Berichte „erträglicher“. Es fehlte der Interviewerin also nicht an Gespür für die eigene Rolle. Dennoch maß sie der Tatsache, dass einige Gespräche nur mit einer Übersetzerin funktionierten, während andere ohne Sprachbarriere abliefen, offenbar keine Bedeutung bei; zumindest ließ sie uns diesbezüglich im Unklaren.

Von einem anderen Projekt kann ich aus eigener Erfahrung berichten. Von Alexander von Plato um Hilfe gebeten, einige wenige russischsprachige Interviews zur Geschichte der Vereinigung Deutschlands (Plato 2002) zu dolmetschen, war ich auch wegen der praktischen Erfahrung, die zu sammeln sich anboten, gern dazu bereit. An einer Stelle in seinem Buch geht von Plato en passant auch auf die Dolmetscherei ein: Er meint, ich hätte eine seiner Frage „etwas taktvoller übersetzt“, was wohl seine Billigung fand. Ich bin mir aber nicht sicher, ob mein Auftreten seinem Anliegen immer maximal entsprach.

Bei Lichte besehen ist das ja auch unmöglich. Ein Dolmetscher transferiert die Intentionen des Interviewers nie ganz. Seine Vermittlung bedeutet zunächst einmal Verzögerung des Gesprächsflusses, meist auch Versimpelung der Sprache (um der Klarheit willen), damit aber auch Verfremdung des wechselseitigen Sinnabgleichs, der ja selbst bei einer gemeinsamen Sprache schwierig sein kann. Außerdem stört die Anwesenheit einer dritten Person, wenn die „Komplizenschaft“ der beiden Hauptakteure aus irgendwelchen Gründen diffizil ist. Zur Schwierigkeit der Sprache kommt dann die Schwierigkeit des Arrangements in der Dreierunde hinzu.

Gewiss kann ein Dolmetscher – über die sprachliche Komponente hinaus – das Stimmungsbild durchaus auch verbessern, etwa wenn er als Person vom Zeitzeugen besonders gut angenommen und ein vertrauensstiftender Vermittler ist. Gleichwohl, er bleibt ein *Vermittler*. Eine Begegnung, die auf Vertrauen setzt, vielleicht sogar auf Sympathie und individuelle Solidarität, ist auch von einem einschlägig bewanderten Sprachmittler häufig nicht weniger gestört als beispielsweise von wohlwollenden offiziellen Vertretern der Öffentlichkeit, die das Projekt möglicherweise freundlich begleiten.

Dem Dolmetscher kann auch die Funktion eines „Bedeutungsstifters“ zukommen. Gesprächssituationen, die von öffentlicher Aufmerksamkeit eher profitieren, gibt es ja auch – etwa wenn die Wahrnehmung eines öffentlichen Interesses am individuellen Schicksal dem Zeitzeugen die nötige, lang vermisste Genugtuung verschafft. Dann gibt der Dolmetscher der Aktion mehr internationale Bedeutung.

Dennoch, aus meiner Sicht ist das bi-linguale Interview ohne Sprachmittler dem gedolmetschten Interview immer dann vorzuziehen, wenn es nicht vorrangig um öffentlich arrangierte Gedächtnisbilderei geht, sondern um Zeitzeugenschaft als „lediglich“ individuelle „Erfahrungsaufschichtung“. Der Dolmetscher muss die Ausnahme bleiben. Alternativen ergeben sich, wenn von einer frühen Phase der Projektvorbereitung an sprachkundige Interviewer einbezogen werden in ein wissenschaftliches Unternehmen, das sie dann mit „ihren“ Interviews bereichern. Als ein bedeutsames Pilotprojekt kann die 2007 abgeschlossene Befragung ehemaliger Zwangsarbeiter gelten, die unter der Leitung von Alexander von Plato Arbeitsgruppen aus vielen Ländern vereinte. (Plato/Leh/Thonfeld 2008)

Erzählen für Fremde

Gehen wir von dem Fall aus, dass ein deutschsprachiger Forscher einen Ausländer, einen Osteuropäer, in dessen Sprache interviewt, die für ihn selbst eine Fremdsprache ist. Es kommt zu einem „einseitig bi-lingualen Interview“ (im Unterschied etwa zu einem „allseitig bi-lingualen Interview“, bei dem beide Gesprächsteilnehmer beide Sprachen mehr oder minder gut beherrschen und nutzen).

Der Dialog beginnt auch hier im Vorfeld des Interviews (Vorgespräch, Verabredung eines Termins). Außerordentliche Bedeutung kommt der ersten Begegnung zu, besonders bei solchen Probanden, die noch kaum Kontakt zu Ausländern hatten. Mit dem ersten Auftritt des Forschers entscheidet sich, wie der Zeitzeuge seine eigene Rolle festlegt, die dann in der Regel auch durchgehalten wird, zumindest in den ersten Stunden der Befragung.

Falsch wäre es in jedem Fall – wie auch in einem gleichsprachigen Interview –, wenn der Forscher sich verstellen würde. Aber um die Wirkung seines Aussehens und Verhaltens sollte er schon wissen. Etwa wie Hautfarbe, Frisur, Kleidung und Schmuck „ankommen“, oder welche Verhaltensregeln in einer Gastwohnung gelten (Schuhe ausziehen oder nicht, welche Begrüßungsrituale sind üblich, Gastgeschenke mitbringen oder nicht, welche konkret und welche besser nicht usw.) Spätestens jetzt setzt auch der verbale Dialog ein, bestimmt von der äußeren Atmosphäre und den ersten Sympathie- oder Antipathieempfindungen der Teilnehmer. Man kommuniziert, der Forscher registriert das im Detail.

Geflügelte Worte, Sprichwörter, Schimpfwörter und Slang gehören nicht unbedingt zum Reservoir des Forschers. Auch nach mehrjährigen Aufenthalten im Gastland und mit solider Sprachausbildung verfügt der Forscher in der Regel nicht über das gesamte Spektrum der alltags- und lebensgeschichtlich relevanten Ausdrucksmittel des Zeitzeugen. Manches hört er zum ersten Mal. Ob er sich besser gleich oder später oder gar nicht während der Gesprächsaufzeichnung mit etwa den Worten outet: „Das verstehe ich jetzt aber nicht“, dafür gibt es kein Patentrezept. Doch unzweifelhaft kommt es zu solchen Herausforderungen an den Forscher sehr viel häufiger, als in einer gleichsprachigen Begegnung. Einem im narrativen Interview streng nach der Dreistufen-Regel verfahrenen Forscher stellt sich mithin häufiger die Frage: Unterbrechen oder nicht?

Die Aufforderung, einen unverständenen Begriff oder einen Zusammenhang zu erläutern, kann die Sinnvermittlungsvorgänge bekanntlich schärfen, die gewollte Erzählstruktur aber auch beschädigen bzw. den eingangs gegebenen Sinn verfremden. In der Regel wird andererseits mit der Demonstration von nachhaltigem Interviewerinteresse die Kommunikation aktiviert. Das läuft bei sprachlichen Unklarheiten ähnlich ab wie bei inhaltlich-sachlichen Unklarheiten, die es ja auch im Gespräch zwischen Gleichsprachigen geben kann. Der Interviewer muss sich aber darüber im Klaren sein, dass wegen des größeren Klärungsbedarfs die Erzählstruktur nachhaltiger beschädigt werden kann, der Gedanken also weiter „wegführt“, wenn man nachfragt. Unterbricht er nicht, ist der Forscher oft auf andere Deutungshelfer angewiesen. Einen Verlust mag das auch dann noch bedeuten, da ja verabsäumt oder vermieden wurde, den Zeitzeugen selbst sogleich um Aufklärung zu bitten. Im narrativen Interview sind zwar Wiederholungstreffen vorgesehen, die genau solcher Klärung dienen, doch in

der Regel bleibt dafür kaum Zeit; die verfahrenstechnischen „Sünden“ der Zeithistoriker sind in der Fremde oft nolens volens größer.

So verlangt der größere Klärungsbedarf zwar noch keine grundsätzlich andere Verhaltensweise als im gleichsprachigen Interview, jedoch mehr Fingerspitzengefühl in der Gesprächsführung. Der freie narrative Teil ist anfälliger für Missverständnisse. Daher ist schließlich, wenn es an das Interpretieren geht, sehr viel mehr Selbstbe-scheidung des Forschers von Nöten als im Interview zwischen Gleichsprachigen.

Ein Zeitzeuge, der sich der Sprachbarriere bewusst ist, entwickelt seinerseits nicht selten ein besonderes Entgegenkommen. Er spricht eben *mit dem Fremden*. Möglicherweise zunächst schon langsamer, eindringlicher, bildhafter. Der *Fremde* ist für ihn nicht einfach ein Vertreter einer anderen Generation oder eines anderen Milieus. Er ist in der Regel einer aus einem anderen öffentlichen Diskurs! Formulierungen: „*Wie man bei uns sagt*“ oder „*Wie ein russisches Sprichwort lautet*“ können auf solches Selbstbewusstsein hinweisen. Der fremdsprachige Interviewer sollte also berücksichtigen, dass sein Gesprächspartner ihm gegenüber womöglich anders spricht, als im eigenen Kulturkreis, wo selbst zwischen Menschen sehr unterschiedlicher Identität und bei starker Disharmonie die eintrainierten Signale und Zuordnungsmodi zuverlässig funktionieren. Verstärkt wird die *Verfremdung der Präsentation*, wenn gegenüber dem ausländischen Interviewer eine missionarische Haltung eingenommen wird. Das alles hat Folgen für die Interpretation der Darstellung.

Es wäre gewiss ein interessantes Projekt, dieses Verhalten einmal direkt zu untersuchen, d.h. biographische Selbstzeugnisse gegenüber den Landsleuten und gegenüber einem Fremden im Vergleich zu untersuchen. Wenn zur Sprachdifferenz dann auch noch eine systemische hinzukommt, kann das besonders spannend sein. Der Lebensbericht ist dann für den Zeitzeugen eine größere Herausforderung, und seine Darstellung sagt unter Umständen mehr aus über die Wahrnehmung der Kultur-differenz durch den Zeitzeugen als über Erlebtes. Sie zeigt, was er für so spezifisch hält, dass er es dem *Fremden* erklären muss.

Ältere deutsche Interviewer werden von Zeitzeugen in Osteuropa hin und wieder gefragt, aus welchem Teil Deutschlands sie kommen. Die Frage zielt manchmal auf die Beweggründe des Forschers. Meist ist sie aber gar nicht so politisch gemeint, wie es auf den ersten Blick scheint. Der rein semantische Aspekt dominiert: Etwa wenn der Zeitzeuge wissen will, ob man dem Interviewer noch ausführlich erklären muss oder nicht, was ein „Fünfjahrplan“ oder ein „Brigadier“ ist. Da spielt es zunächst einmal keine Rolle, was der Fremde von einem „Fünfjahrplan“ hält, er soll eben nur wissen, was gemeint ist, wenn das Wort fällt.

In jedem Fall muss der fremde Interviewer stärker als der heimische in Rechnung stellen, dass er den Erinnerungsdiskurs des Gegenüber nur lückenhaft kennt. Bewusst wird ihm das (wie in jedem Interview), wenn der Erzähler Bezüge zum öffentlichen Erinnern herstellt: „*Haben Sie den Film sowieso gesehen?*“, „*Waren Sie schon einmal in der Gedenkstätte XYZ?*“ Schwieriger wird es, wenn der Zeitzeuge ohne Kennzeichnung Diskurselemente aufnimmt, die für Ausländer als solche schwer zu erkennen sind; Metaphern, Formeln, Namen oder auch Kürzel, die ähnlich klingend vielleicht bekannt scheinen.

Vertrauen im Interview

Bekanntlich ist ein Minimum an Vertrauen immer Voraussetzung für die Präsentation von individueller Lebenserfahrung. Von Nutzen ist eine „gemeinsame Weltsicht“, sie bietet dem Erzählenden die Sicherheit, nicht missverstanden und missbraucht zu werden. Andernfalls wird er seine Lebensgeschichte stärker belehrend aufbauen und Abwehr- und Verteidigungsstrategien verfolgen. Ist eine gemeinsame Sprache hier ausschlaggebend?

Offensichtlich gibt es wichtigere Komponenten der Vertrauensbildung: Sympathie, gemeinsame Einstellungen in Grundfragen der Ethik, gemeinsame politische Anliegen. Wie bedeutsam sie sind, hängt nicht unwesentlich vom Gesprächsinhalt ab, von den Dingen, die erinnert werden sollen.

Als ich vor acht Jahren an der Pädagogischen Universität in Woronesch ein Seminar zu Oral History veranstaltete und mit meiner Kollegin Natalja Timofeewa den Grundstein für einen Arbeitskreis legte, der sich mittlerweile zu einem „Oral-History-Zentrum“ entwickelt hat, gingen wir beide, die Deutsche und die Russin, davon aus, dass bestimmte traumatische Ereignisse der jüngsten deutsch-sowjetischen Beziehungsgeschichte im Gespräch des sowjetischen Zeitzeugen mit dem deutschen Interviewer noch nicht angesprochen werden können. Es ging dabei um Greuel von Rotarmisten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung am Ende des Krieges. Wir schickten Woronescher Studenten zu den Kriegsveteranen, weil wir meinten, die Männer würden sich den eigenen „Enkeln“ gegenüber eher öffnen, als der deutschen Wissenschaftlerin. Es ging uns also nicht um sprachliche Barrieren, sondern um kulturelle und diskursbedingte.

Heute würde ich diese Zurückhaltung nicht mehr so praktizieren, denn die Diskursbedingungen in Russland haben sich geändert. Die Öffnung des Landes hat zumindest in den urbanen Regionen bewirkt, dass der *Fremde* im Diskurs heute akzeptiert ist. Umgekehrt scheinen eher Barrieren im eigenen Land an Bedeutung zu gewinnen. Bestimmte Themen verschließen sich aber noch immer jeglicher öffentlicher Gedächtnisarbeit, beispielsweise solche, die stark in private und intime Bereiche vordringen. Dieser Umstand lässt sich ebenso wenig ohne Kenntnis spezifischer Erzähl- und Kommunikationstraditionen wie ohne Kenntnis aktueller Konflikte bewerten und setzt Einblicke in Geschichte und Kultur des Landes voraus. So arbeitete unlängst ein Projekt im Woronescher Zentrum für Oral History zu den weiblichen russischen Überlebenden von NS-Lagern gerade mit jungen russischen Studentinnen, um die intergenerationelle, genderspezifische Kommunikation im eigenen Kulturkreis zu nutzen.

Dass die Sprache im engen Sinne das Ausschlaggebende dann oft nicht zu sein scheint, im weiteren aber doch sehr wichtig ist, zeigen übrigens Interviewprojekte im deutsch-deutschen Kommunikationsraum. Hier spricht man eine Sprache und spricht sie doch nicht.

Für die dialogisch funktionierende Gedächtnisarbeit im Interview als Kleinstform der gemeinschaftlichen, (halb-)öffentlichen Verknüpfung von individuellem und gemeinschaftlichem Erinnern ist das Sprachproblem von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn ein fremdsprachiger Zeitzeuge interviewt wird. Mir scheint es bezeichnend, dass es in Deutschland nicht die Wissenschaft ist, die das problematisiert, sondern die sozialwissenschaftlich vorgebildete belletristische Biografik. Ulla La-

chauer veröffentliche 1996 eines der einfühlsamsten Portraits, das der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit. Wie sie schrieb, studierte sie die Sprache ihrer Heldin regelrecht, um das von ihr konstruierte, in Ich-Form präsentierte Lebenszeugnis so authentisch wie möglich zu gestalten. Lachauer hatte viel Zeit mit der beeindruckenden Frau verbracht, die Interviews führte sie mit der mehrsprachigen Ostpreußerin in deutscher Sprache. Anderssprachige Interviews wurden in ihrem Auftrag ergänzend durchgeführt. Lauchauer erkannte zumindest ansatzweise die Problematik: „Manchmal versuche ich mir vorzustellen, Lena Grigoleit hätte ihre Lebensgeschichte in litauischer Sprache erzählt. Es wäre etwas anderes dabei herausgekommen, und eine litauische Historikerin hätte sie völlig anders bearbeitet.“ (Lachauer 1996, 152)

Ich vermute, auch eine andere deutsche Historikerin hätte unter Umständen etwas anderes daraus gemacht. Zuzutrauen ist der Zunft sowohl eine weniger sensible als auch eine langweiligere Darstellung, und das entstandene Buch gereicht der Autorin sehr zur Ehre. Noch mehr Spracherfahrung hätte Lachauer aber nicht geschadet, etwa beim Erkennen von Russizismen im Litauischen. Ich fand, Sie hätte manchmal den Dingen mehr auf den Grund gehen können, wenn sie die historischen Diskurse genauer geprüft hätte: So fiel mir auf, dass Lena Grigoleit meist von „Kalmücken“ sprach, wenn sie Sowjetbürger mit asiatischer Körperkennzeichnung meinte. Unkommentiert blieben sehr ungewöhnliche Wendungen, wie der sonderbare Satz: „Nichts figuriert ihm, bloß Schnaps und Rauchen.“ (Lachauer 1996, 105)

Sei's drum, das Leseerlebnis wird nicht geschmälert. Anders als bei osteuropawissenschaftlichen Untersuchungen, die den theoretisch-methodologischen Fragen zum „Erinnern“ so immens viel Platz einräumen und die Spezifik des Faches Osteuropakunde dabei vernachlässigen.

Die Expertendebatte um Sprache und spezifische Kulturerfahrung im Interview anzuregen, erlaube ich mir abschließend, einige Erfahrungen auf den Punkt zu bringen:

Grunderfahrungen zur Diskussion gestellt

(1) Narrative Interviews mit mehr oder minder stark lebensgeschichtlichen Forschungsfragen sollten in der dem Zeitzeugen geläufigsten Sprache durchgeführt werden. Stehen dem Probanden mehrere Sprachen gleichwertig zu Verfügung, dann sollte man sich auf die Sprache einigen, die der Interviewer am besten spricht.

(2) Auf Dolmetscher sollte man möglichst verzichten. Sind fremdsprachige Zeitzeugen interessant und im Projekt unersetzlich, dann ist die Einbeziehung eines zusätzlichen sprachkundigen Interviewers vorzuziehen. Die konzeptionelle und methodologische Absprache mit dem Kollegen wiegt als Mehraufwand jedes zusätzliche Risiko der sprachlichen Behinderung im Interview auf.

(3) Sollte der Forschungsgegenstand nicht speziell die *Fremd*-Kommunikation sein, dann ist es ratsam, sich als Interviewer weitgehend auf die allgemeinen Kommunikationsregeln in der *Fremde* einzulassen. Das erfordert mehr als nur – im heimischen Sinne – freundlich und verbindlich zu sein. Die Gepflogenheiten eines (halb-) öffentlichen Interviews in der *Fremde*, seine Grenzen sowie die möglichen Vor- und Nachteile für den Probanden in seinem Umfeld sind zu prüfen. Äußerlichkeiten und Verhaltensweisen beim Auftritt des Interviewers sind kritisch in Rechnung zu stellen.

(4) Besonders dann, wenn das Interesse des Interviewers weiter geht, als der öffentliche Diskurs im Gastland bereits zur Erinnerungsarbeit des konkreten Zeitzeugen beigetragen hat, und wenn sich der Zeitzeuge gerade dem Ausländer gegenüber als erstem zu etwas Bestimmtem äußert, dann ist die Aussage nicht nur in den fremden Diskurs zu stellen (was immer der erste Kontext sein sollte, der bestimmt wird), sondern auch danach zu fragen: Was ist „für den Fremden“ (und vielleicht nur für ihn) gesagt. In anderen Fällen ist zu fragen: Wurde gerade dem Fremden etwas verschwiegen? Hier können Einflüsse einer längeren interkulturellen Beziehung (Deutsche-Osteuropäer) eine Rolle spielen, die vom Zeitzeugen durchaus eigenartig gesehen werden können.

(5) Wie im gleichsprachigen Interview hat der Interviewer zu überdenken, ob er sich eher in öffentlichem oder eher privatem Redestil zum Dialog anbietet. Der Fortgang des Dialogs bestimmt dann die Sprache auf fast natürliche Weise. In bilingualen Interviews sind die Sprachstile für den Forscher nicht immer sofort erkennbar; der sprachlich unsichere Interviewer sollte nonverbalen Signalen daher viel Aufmerksamkeit schenken.

(6) Unterbrechungen im narrativen Interviewteil drängen sich häufiger auf. Sie haben, mäßig angewandt, durchaus stimulierende Wirkung auf den Zeitzeugen, unterstreichen sie doch das Interesse der Forschung. Die Entscheidung, ob oder ob nicht sofort nachgefragt wird, fällt immer spontan. Der Nachfragenteil des bilingualen narrativen Interviews wird vergleichsweise stärker darauf ausgerichtet sein, Sprachinhalte und diskursive Zusammenhänge zu klären.

(7) Bei der Auswertung der Interviewtexte sollte nicht davor zurückgeschreckt werden, sprach- und kulturkundige Kollegen zur Interpretation heranzuziehen. Nicht nur wissenschaftliches Ethos gebietet gemeinsame Problemlösung. Im internationalen Wissenschaftsbetrieb sind solche Projekte heute Marksteine für Annäherung und wechselseitige Bereicherung.

Dies alles zu bedenken und in der Feldforschung umzusetzen bedeutet zweifellos einen größeren Aufwand an Vorbereitung als bei gleichsprachigen Interviews. Doch der lohnt sich. Die Menschen in Russland sind im Übrigen ausgesprochen tolerant und freundlich im Umgang mit sprachunkundigen Fremden. Doch das darf Wissenschaftler nicht blind für Fallstricke machen.

LITERATUR

- Arnold, Sabine R. (1998): Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis. Kriegserinnerung und Geschichtsbild im totalitären Staat, Bochum.
- Gotzes, Andrea (2006): Krieg und Vernichtung. Sowjetische Zeitzeugen erinnern sich, mit einer Einleitung von Bernd Bonwetsch.
- Jureit, Ulrike (1998): Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen, in: Oldenburger Universitätsreden. Vorträge, Ansprachen, Aufsätze, Nr. 103, Oldenburg.
- Krone-Schmalz, Gabriele (1990): In Wahrheit sind wir stärker. Frauenalltag in der Sowjetunion, Düsseldorf/Wien/ New York. (8. Aufl. 1992).
- Lachauer, Ulla (1996): Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit, Reinbek bei Hamburg.
- Niethammer, Lutz (1990). Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 91-93.

- Niethammer, Lutz (2007): Was unterscheidet Oral History von anderen interview-gestützten sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Interpretationsverfahren?, in: BIOS Sonderheft 2007, 60-65.
- Obertreis, Julia (2004): Tränen des Sozialismus. Wohnen in Leningrad zwischen Alltag und Utopie 1917-1939, Köln/Weimar/Wien.
- Plato, Alexander von (2002): Die Vereinigung Deutschlands – ein weltpolitisches Machtspiel. Bush, Kohl, Gorbatschow und die geheimen Moskauer Protokolle, Berlin.
- Plato, Alexander von/Leh, Almut/Thonfeld, Christoph (Hg.) (2008): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich, Wien.
- Stark, Meinhard (1993): Frauen im Gulag. Alltag und Überleben. 1936 bis 1956, München/Wien.
- Stephan, Anke (2005): Von der Küche auf den Roten Platz. Lebenswege sowjetischer Dissidentinnen, Zürich.
- Tischler, Carola (1996): Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil. 1933 bis 1945.
- Walz, Loretta (2005): „und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag“. Die Frauen von Ravensbrück, München.